tung gab Nobelpreisträger Robert Lucas vor: Ökonomen sollten sich nicht von der gefährlichen Versuchung verführen lassen, sich mit Verteilungsfragen zu beschäftigen, schrieb er vor gut zehn Jahren. Wer den Wohlstand mehren wolle, der solle nicht umverteilen, sondern für Wachstum sorgen.

haben sich fast vollends von der Realwirtschaft entkoppelt.

Michael Hudson
University of Missouri

Inzwischen aber findet in der ökonomischen Zunft ein Umdenken statt - immer mehr Volkswirte nehmen auch Verteilungsfragen wieder ernst, wie eine Konferenz des „Forschungsnetzwerks Makroökonomie" zeigt, die am Wochen-

Modell um Verteilungsfragen erweitert.

Anstelle von homogenen Haushalten, die einheitliche Interessen haben, gibt es in diesem Modell Arbeiter und Vermögende.

Kumhofs Forschungsergebnisse zeigen, dass die Einkommensungleichheit in den USA einer der Hauptgründe war für den Zusammenbruch im Jahr 2007. Die Reichen, die vor der Krise immer reicher geworden seien, hätten ihre Überschüsse anlegen müssen, sagt Kumhof - und bei den Armen stets willige Abnehmer gefunden.

Bettler vor einer Boutique in New York: Immer mehr Ökonomen nehmen Verteilungsfragen wieder ernst.

„Die Wahrscheinlichkeit für große Krisen steigt dadurch deutlich", so Kumhof im Handelsblatt-Gespräch. Die Liberalisierung der Finanzmärkte habe diese Spirale der Verschuldung dann weiter angefacht.

Auch der Ökonom Robert Frank von der Cornell University sieht die enorm gestiegene Einkommensungleichheit als einen Grund für die Kreditblase und damit die Finanzkrise: Es sei vor allem der Wunsch der Menschen gewesen, nicht gegenüber den reicheren Schichten zurückzufallen, der den Schuldenboom verursacht habe. Die ärmeren Schichten hätten versucht, ihren Wohlstand mit Hilfe von Krediten zu stabilisieren.

Dieser Mechanismus könne nicht nur eine Erklärung sein für die Krise nach 2007, sondern auch für die Große Depression, argumentierte der Linzer Ökonom Christian Alexander Belabed. „Sich zu verschulden hat damals sein Stigma verloren." Viele Haushalte hätten damals begonnen, sich Autos auf Pump zu kaufen.

Tatsächlich waren private Verschuldung und Einkommensungleichheit auch in den USA der

ditionelle Herangehensweise: Bevor man die Methodik komplett über Bord werfe, solle man lieber die bestehende reformieren, forderte Burda, derzeit Vorsitzender des Vereins für Socialpolitik, der Vereinigung der deutschsprachigen Ökonomen.

Der amerikanische Volkswirt Michael Hudson dagegen forderte eine ganz neue Art der Wohlstandsmessung. In den Statistiken zum Bruttoinlandsprodukt solle künftig getrennt werden zwischen der wahren Wirtschaftsleistung, die die Realwirtschaft erzielt - und der scheinbaren, die in der unproduktiven Finanzwelt entsteht. „Denn die erzeugt keinen Wohlstand, sondern nur Schulden."

Betriebswirte im Porträt: Der Berliner Forscher **Knut Blind** erklärt, warum technische Standards und Normen alles andere als langweilig sind

Barbara Gillmann
Berlin

Viel Zeit ließen sich die Chinesen nicht. Kaum war Knut Blinds Habilitation zur ökonomischen Bedeutung von Normen und Standards in der Industrie erschienen, übersetzten sie die Arbeit ins Chinesische. Denn im asiatischen Riesenreich haben Politiker und Unternehmer schon seit längerer Zeit verstanden: Wer in einer Branche die Normen setzt, „der bestimmt die Agenda", wie Blind sagt.

Der 46-jährige Berliner Professor ist der führende Experte für Standardisierung in Deutschland und Europa - und in Sachen Forschung laut Handelsblatt-Ranking einer der produktivsten Betriebswirte Deutschlands.

Auf sein Forschungsgebiet ist er durch puren Zufall gestoßen: Nach seiner Promotion über die volkswirtschaftliche Bedeutung von IT-Sicherheit wechselte er ans Fraunhofer Institut für System- und Innovationsforschung (ISI) nach Karlsruhe. Und dort war gerade ein Auftrag des Deutschen Instituts für Normung (DIN) zur Bestimmung des gesamtwirtschaftlichen Nutzens der Normung eingegangen – ein Thema, das Blind schnell als „ultraspannend" erkannte.

Allerdings: „Anders als Patente, um die es seit Jahren einen großen wissenschaftlichen Hype gibt, war das eigentlich nicht unbedingt geeignet für eine Karriere in der Wissenschaft". Denn Standards waren wissenschaftlich damals terra incognita. Durch Blind hat sich das aber nachhaltig geändert.

Heute residiert der 46-Jährige mit seinem Lehrstuhl für Innovationsökonomie der TU Berlin auf der idyllischen Schleuseninsel, versteckt hinter dem Bahnhof Zoo, samt rund 15 Mitarbeitern. Zugleich leitet er die Forschungsgruppe „Public Innovation" beim Fraunhofer Institut für Offene Kommunikationssysteme und hat nebenbei einen Stiftungslehrstuhl für Standardisierung an der Erasmus Universität Rotterdam. Hobbys? „Keine Zeit", lacht der Vater von vier Kindern.

Knut Blind: Der Erforscher der Standards.

Sein bedeutendstes Projekt ist derzeit das neue „Deutsche Normungspanel": Jährliche Befragungen aller relevanten Unternehmen – vom Maschinenbau und der Automobilindustrie bis zu IT und Dienstleistern – und Forschungsorganisationen sollen über die Jahre ein Bild ergeben davon, was Normungsprozesse treibt und welche Wirkungen Normen auf den Unternehmenserfolg haben.

Denn anders als bei Patenten ist bei einem Standard nicht immer klar, wer wie an der Entwicklung beteiligt war. Allein in Deutschland gibt es zig Gremien, die Normen setzen, weltweit mehrere Hundert.

Wie entscheidend das sein kann, zeigt etwa der GSM-Standard, der einst den Durchbruch für die europäische Mobilfunkindustrie brachte. Nicht ganz klar ist auch, was der Prozess eigentlich genau kostet – „und noch weniger, was einzelne Unternehmen - in Euro und Cent gemessen - davon haben", sagt Normen-Forscher Blind. Mindestens ebenso wichtig wie die empirisch getriebene Grundlagenforschung ist Blind, „dass man was bewegt". Ganz praktisch: Auf Basis seiner Arbeiten hat etwa das Bundeswirtschaftsministerium in einem Referat die Instrumente Patente und Normen integriert. Und nicht nur die deutsche Regierung, auch die Europäische Kommission nutzt Standards inzwischen als wirtschafts- und innovationspolitisches Instrument.

Zugleich steigt die Zahl derer, die den Reiz der vermeintlich trockenen Standards entdecken. Früher galt dies vor allem in Großbritannien, „inzwischen hat auch in Schweden ein kleines Forschungszentrum seine missionarische Arbeit aufgenommen", erzählt Blind. „Noch sind wir eine kleine Gemeinde, die aber stetig wächst."